

Die Wiege [Schluss]

Autor(en): **Fischer, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als das Spiel zu Ende war, drängte sich Mathilde zu Adeli durch und flüsterte ihr ins Ohr: „Du hast es gut gemacht, alle jagens, und aussehen tuft du wie eine rechte Königin! Aber gelt, der Vater und die Maschine und gar der Hans! Ich habe geheult!“

„Mir war's auch drum, aber nur einen Augenblick. Sieh, ich habe den ganzen Tag das Gefühl, ich komme

doch an der Maschine vorbei, es geschehe irgend ein Wunder, es falle mir zur Rettung irgend etwas Herrliches vom Himmel!“ entgegnete die Kleine, immer noch halb vom Traum des Festspiels umfangen.

Da wurden Mathilde wieder die Augen feucht; sie kannte das Leben besser und sagte: „Du Glückliche!“ wollte aber sagen: „Du Aermste!“ (Schluß folgt).

Die Wiege.

Nachdruck verboten.

Novellette von Gottlieb Fischer, Marau.

(Schluß).

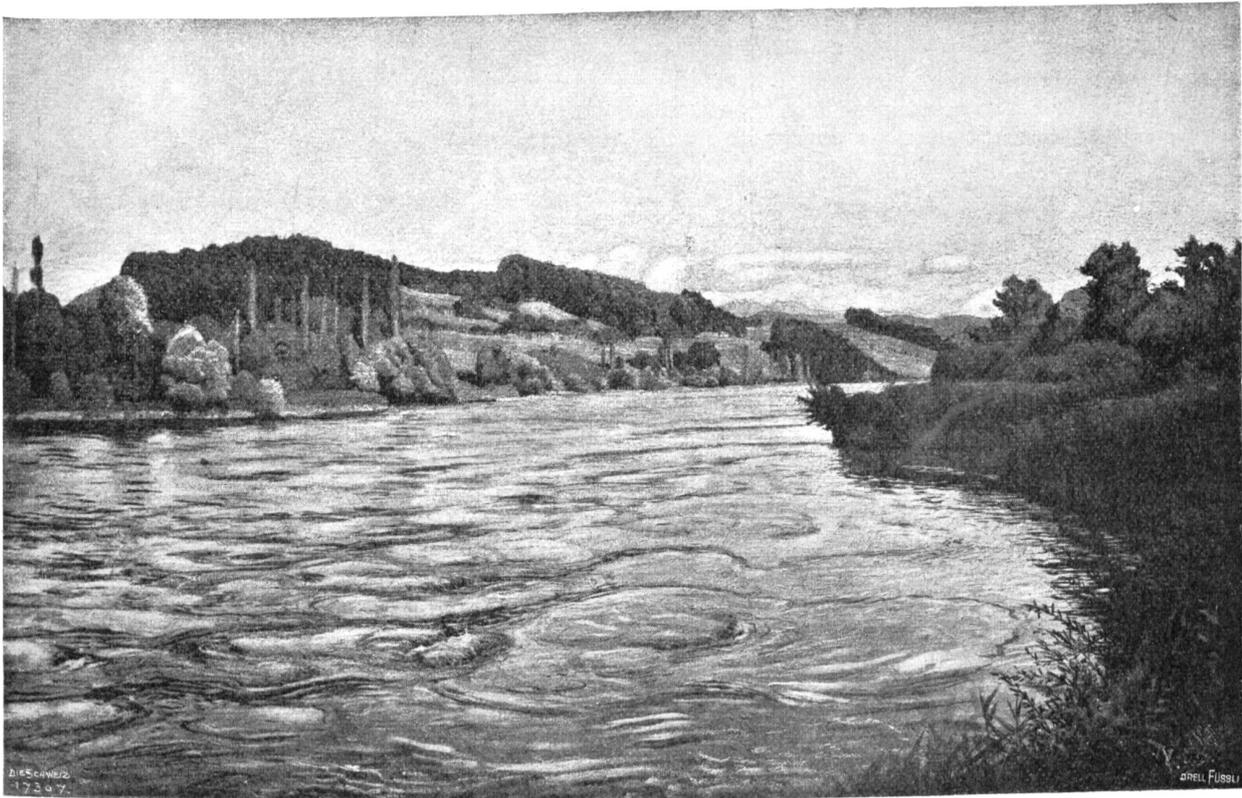
Natürlich war die Annemarie am ganzen Streit schuld gewesen. Bisher hatten sie ja doch zusammengelebt wie die Engel. Kein Stäubchen hatte den Silberpiegel ihrer jungen Liebe getrübt. Und jetzt, seit heut morgen früh war alles anders. Ein böser Zauber hatte auf den reinen Spiegel gehaucht; nun war er blind geworden und gab verzerrte Bilder . . . Es war ihm alles noch vor Ohr und Auge, wie es sich ereignet. Die Kammer schwebte vor ihm in der Luft . . . Er ist just aufgestanden, knöpft den Sonntagskragen ein. Sie wirtschaftet hin und her wie immer, wischt den Staub und streicht die Kissen glatt. Er ist gut aufgelegt, ganz gut. Er will sie an ihr junges Glück erinnern. „Du, Annemarie!“ — „Ja, Peter?“ — „Da stellen wir ihn hin, unsern Korbwagen, he? Was meinst, Schatz?“ — „Korbwagen? Ich möchte eine Wiege!“ — „Aber, Annie! Ich hab' dir doch schon hundertmal gesagt: Wiegen, Kinder wiegen ist ungesund, direkt gesundheitschädlich. Das Buch von dem berühmten Doktor hast du auch gelesen. Hast selbst gesagt, es sei was dran an seinen Gründen. Muß ich sie dir noch einmal an den Fingern her zählen?“ — „Nein, laß nur bleiben! Ich — will halt eine Wiege;

es ist doch mein Kind . . .“ — „Und meines nicht?“ Knacks, reißt das Knopfloch an dem Kragen! Er schleudert ihn ins Schubfach, wirft die Lade krachend zu. „Und ich will keine Wiege, punktum!“ — Sie schweigt. — „Ich hab' auch was zu sagen, ich!“ — Keine Antwort. Da geht er aus der Kammer. — Ein wenig später kommt sie nach, sie schweigt. Und schweigend trägt sie ihm das Frühstück auf. Ganz recht! Er kann auch schweigen, er. Sie essen rasch, obwohl es keinem schmeckt. Dann räumt sie ab. Er pfeift. Er pfeift auf alles. Wenn sie ihm trozen will, nur zu! Er hat auch seinen Kopf und einen noch viel härteren, sie soll es nur probieren. Er sagt das erste Wort nicht, das ist sicher. Woll'n sehen, wer's länger aushält! — Heimlich belauert er, wie sie den Hausgeschäften nachgeht. Er sieht, wie ihre Züge sich verhärten. Was unter ihre Hände kommt, erklirrt. Nach einiger Zeit bringt sie aus der Küche rote Augen. Natürlich, Weibertränen! Soll'n ihn wohl kirre machen, die! Ja Kuchen! — Es wird Mittag, das Schweigen ist noch da. Es hockt bei ihnen in der Stube und glockt verstockt, verbohrt sie an. Es setzt sich als Gespenst an ihren Mittagstisch, unsichtbar und doch fast körperlich zu fühlen. Es vergällt und verpfeffert ihnen jeden Bissen, schnürt ihnen den Hals zu — es ist unerträglich! Aufspringt er, reißt den Hut vom Nagel. Sie fragt ihn nicht, wohin. Da geht er. Die Tür schlägt hinter ihm ins Schloß. Wohin? Das ist ganz einerlei, nur fort. Zum Wein! Im Wein den Groll ertränken! — Doch der nimmt ihn nicht. Er kehrt mit ihm zurück. Wenn er nun heimkommt, und der Hader ist noch da, das bittere, feindliche Schweigen — kann man das tragen? Ist das noch ein Leben? Die Hölle ist's. Viel lieber gar nicht heim . . . So weit



Plinio Colombi, Bern.

Der Berbit.



Plinio Colombi, Bern.

war er mit den Gedanken, da stand er still, strich langsam mit der Hand über die Stirn und kehrte sich um. Ein warmer Windstoß fuhr ihm ins Gesicht, leis gurrte das Eis unter seinen Füßen, und die zackige, schwarze Linie, die der Tannenwald auf dem Hügel an den Himmel zeichnete, bewegte sich wie eine kriechende Schlange. Da begriff er wieder, wo er war: weit draußen auf dem See, und der Föhn auf seinen Fersen! Wie Wasserrauschen scholl sein fernes, dumpfes Rauschen. Jetzt galt's, wer schneller war. Weit griff er aus und wagte doch nicht, scharf auf's Eis zu treten, das unterm Hauch des Föhns lebendig wurde. Und nun kam's auch schon hinter ihm her in tappenden Säzen und Atemstößen, wie wenn ein Raubtier seine Beute beschnüffelt, ehe es ihm die Pranken in die Weichen schlägt. Nicht eines allein, ein ganzes Rudel war's, das heulend seine Spur verfolgte. Er hörte das Gebell der Rüden und das jauchzende Hui, Hoiho der Treiber. Wie Wiehern klang's und Hufschlag sprengender Kofse. Die Schleppen der Verdammten schleiften übers Eis... Der Schweiß rann ihm in Bächen über Gesicht und Leib, während er mit allen Sinnen und Sehnen nach dem vorjpringenden Landungsplatz spähte und strebte, der ihm Rettung bringen mußte. Das war ein ander Stück, als wenn er sonst den Kurs nach Werschwand hielt! Jetzt hing sein Leben dran, daß er ihn nicht verfehlte. Es war dunkler geworden; reißige Wolkenhaufen hatten den Mond verschluckt. Der Uferjaum verkroch sich in die Falten der Nacht. Weit konnte es nicht mehr sein; doch ob das Eis noch so lang standhielt? Auf Augenblicke schwieg das Tosen um ihn her. Der Föhn-

Barelandschaft. Kunsthalle Basel.

sturm hielt den Atem an. War das Rückzug oder Anlauf zum entscheidenden Sprung? Die Antwort jaß ihm bald im Nacken. Es war ein Stoß, der ihn fast niederwarf. Und zugleich spürte er, wie die Decke unter seinen Füßen dem ungeheuern Drucke nachgab: ein Knall wie ein Kanonenschuß! Dicht vor ihm klappte ellenbreit ein Riß, und aus der schwarzen Tiefe schoß das Wasser ihm entgegen. Er wich entsetzt zurück. Und doch — er mußte vorwärts! Zögern war der Tod. Hinüber! Das Wasser haßte mit nassem Arm nach seinen Füßen; aber er entrann für einmal noch. Ein schauerlicher Wettlauf begann jetzt über das brechende Eis. Ein verzweifeltes Jagen auf schwankendem, schlüpfirigem Grund zwischen Leben und Sterben...

Und wie er so vor Sturm und Untergang daherkam und die Mantelenden ihm vorausflatterten, als wollten sie auf eigene Faust sich retten, da tönte ihm ein Wort ins Ohr, ein Wort aus ferner Jugendzeit: „Peterle, trotz net! Trotz net, Peterle!“ Wer hatte das gesagt? Und wo und wann... Ein großes, weißgetünchtes Zimmer taucht aus dem Dunkel der Kindertage. In Reihen stehen lange Bänke, und über jeden bücken sich sechs oder sieben kleine Köpfe. Köpfe mit blonden und dunkeln Zöpfen, mit strohgelbem, braunem schwarzem Strubelhaar. Die Griffel scharren auf den schwarzen Tafeln. Sie rechnen, zählen eifrig an den Fingern. Er nicht. Die Rechnung da vor ihm ist durchgestrichen. Drum koldert er, starrt steif und bockig vor sich hin und kaut am Griffelhalter. Der Lehrer steht vor ihm, nicht der, der heut mit ihm im „Eindenbaum“ gefessen; ein anderer, der keine Gläser vor den Augen

hat. Er scheut sie, diese Augen. Sie lesen alles ab, was einem durch den Kopf geht. Der Alte hebt den Finger hoch: „Peterle, trotz net!“

Jetzt heult es ihm der Sturmwind in die Ohren. Auch diesmal hat er seine Rechnung falsch gemacht. Die Tafel, auf die er gerechnet hat, liegt in Scherben. Jetzt kann er sehen, wie er darüber kommt. . . „Peterle, trotz net!“

Hat nicht ein anderer das Wort auch einst im Mund geführt? Der Webersepp! Der selbe Webersepp, der heut noch mit dem Kopfe wackelt, bei dem er oft als Knabe auf Besuch gewesen. Ein schnurrig Bild! Der alte Webstuhl quietscht. Die Weberschiffchen schießen hin und her. Auf seinem Rundstuhl hockt das Männlein und webt mit Arm und Bein, als ob er fliegen wollte. Der kleine Peter sitzt am Spulrad, er will ihm Spülchen machen. Allein die Spindel ist verhäusert. Unwirsch und ungeduldig zerrt er an dem Knäuel, das ihm zum Hohn sich immer mehr verwirrt. Er schilt, er schlägt drauf, weiß sich nicht zu helfen vor Zorn. Da rutscht der Webersepp vom Stuhl herab: „Trotz net, Peterle! Das tragt beim Garn nichts ab, da muß man sachte tun!“ Die schmalen Weberfinger senken sich bedächtig in das Wirrjal. Im Handumdrehen ist das verknotete Geflecht gelöst.

Wer löst den Knoten, der sich um den großen Peter jetzt zusammenzieht? Das ist ein böses Garn, in das er da geraten ist. Der schwarzen Fäden um ihn werden immer mehr. Sie lauern auf ihn, legen sich als Schlingen ihm vor die Füße. Es ist ein Wunder, daß er nicht gleitet, stürzt. Wie ein Schlafwandler stürmt er dahin über die brechenden Schollen, als trügen ihn die gewaltigen Fittiche des Föhns.

„Peterle, trotz net!“ Es ist noch eine dritte Stimme, die ihm im Ohr liegt. Aus fernster Kindheit tönt sie her, die Stimme einer sanften, stillen Frau. Sie neigt sich über seine Bettstatt. Er ist unbewußt gewesen, bohrt den Trozkopf in das Kissen, will nichts hören. Da fallen warme Tropfen auf sein Gesicht. „Peterle, trotz net! Schau, du lüst mir weh!“ — „Mutter!“

In dem Momente wich der Boden unter ihm. Er schoß mit dem halben Leib ins eisig kalte Wasser. Zwar klammerte er sich an die geborstene Scholle, zog mit übermenschlicher Anstrengung die Füße aus der tödlichen Umklammerung; allein was half's? Es war nun doch zu Ende, da alles um ihn brach und krachte. Noch einmal rief er: „Mutter!“ Als könnte sie ihm aus der Ewigkeit herüber die Hand strecken — da fiel sein Blick auf eine dunkle Masse, die wenige Schritte vor ihm auf dem Eis gaukelte: das Boot! Das von der „Schnepe“ abgetriebene Rettungsboot! Das gab ihm blitzschnell allen Mut zurück. Auf Händen und Füßen kroch er über's Eis, vorsichtig tastend, jede Faser angestrengt. Jetzt faßte er die Bootswand, zog langsam seinen Körper nach und warf mit einem Ruck sich in das kleine Fahrzeug. . . Gerettet! Die Schollen knirschten mit den zackigen Zähnen, wie wütende Ungeheuer schossen sie gegen das Schiffchen. Der See versuchte seinen Panzer abzuwerfen; er brüllte auf vor Wut, daß es ihm nicht gelang, die Arme frei zu bekommen und die Beute an sich zu reißen. Er gischtete in ohnmächtigem Grimm und schaukelte das Boot auf seiner feuchenden Brust,

daß dem Menschenkind darin Hören und Sehen verging. Er hatte nichts vom Wiegen wissen wollen, der große Peter. Jetzt lag er selber in der Wiege, von einer Riesenfaut hin- und hergeschmettelt, und der rasende Südwest sang ihm das Wiegenlied. . .

Peter Strobels lag wie gebrochen im Grund des Schiffchens. Nach der überstandenen Gefahr und nach der äußersten Anspannung aller Nerven und Sinne kam's wie Ohnmacht über ihn. Er hatte auf Augenblicke das Gefühl, als könnte er kein Glied mehr rühren, als müßte er jetzt alles über sich ergehen lassen. Und doch, da draußen konnte er nicht bleiben! Noch war er nicht in Sicherheit. Das Bötchen konnte kentern, sich mit Wasser füllen. Er mußte durch, ans Land, zu seinem jungen Weib. . . Annemarie! Das Wort rief die gekunkelte Energie zurück. Wie ein frischer Duell brach die vom Troz verschüttete Liebe wieder hervor. Er tastete nach einem Halt und faßte das am Bootsrand eingehängte Ruder. Nun war's gewonnen. Damit würde er sich durcharbeiten. Ein Kinderspiel war's freilich nicht. Die Elemente hatten sich sämtlich wider ihn verschworen. Nun prasselte auch noch der Regen nieder, als wollte er ihn von obenher ersäufen. Der ganze See war eine aufgerührte, brodelnde Masse. Die Planken des kleinen Fahrzeugs ächzten unterm Druck des drängenden Eises. Doch Peter Strobels hatte straffe Arme, und das Boot war neu und fest. Das hielt zusammen aus. . . Und endlich, endlich stieß er an das Ufer. Er sprang ans Land und zog das Boot aufs Trockene. Sein Rettungsboot! Wenn das Bezirksamt nicht darauf bestanden hätte, das Schiffchen müsse da sein? Und wenn der Michel Probst nicht lieberlich gewesen wäre? Dann lag der Kapitän der „Schnepe“ jetzt im nassen Grab. . . Er mußte sich ein wenig an den Pfosten lehnen, an dem der Dampfer angeheult nun auch in Sturm und Eisgang stöhnte. Doch dessen achtete sich jetzt sein Meister nicht. Der hatte mit sich selbst zu tun. Noch etwas anderes als der Regen neßte dem die Wangen. Es war etwas in ihm geschmolzen. Ein heißes Dankgefühl durchrieselte seine Adern und machte ihn zu einem andern Menschen.

Nun rasch das Gäßlein noch hinauf, nach Haus und Heim. Er sehnte sich darnach, noch mehr nach ihr, die er im Troz verlassen. . . Auf halbem Wege trat ihn noch einmal der Versucher an. Was wird sie sagen, wenn du ihr erzählst, was du erlebt? Wird sie nicht denken müssen: Ich wäre schuld gewesen, wenn. . . Der neue Peter läßt den alten gar nicht fertig reden. Wer wird der Frau solch Schrecknis anvertrauen! Kein Wort darf über seine Lippen. Er hat den See umgangen, ist vom Regen naß geworden, basta!

Da steht er schon vor seinem Häuschen. Was ist das? Alle Fenster dunkel! Bekommen tastet er sich durch den Gang und drückt die Klinke. Firnisgeruch schlägt ihm entgegen. Er weiß es nicht, warum; doch wie ein Stich durchfährt es ihn: Da drinnen steht ein Sarg! Aus tiefster Seelenangst heraus ruft er: „Annemarie!“ Da huscht es auf ihn zu, zwei Arme schlingen sich um seinen Hals, zuckende Lippen pressen sich auf die seinen: „Peter!“

„Wir woll'n uns nie mehr zanken, Annemarie!“

„Nie mehr. . . Ach Gott, wie bist du naß!“

Das gibt ihm seine Festigkeit wieder. „Es regnet halt. Warum machst du nicht Licht?“

Sie läßt ihn los und steckt die Lampe an. Da sieht er, was nach Firnis duftet. In der Ecke steht, schön braun lackiert — die Wiege.

„Sei mir nicht böß! Der Schreiner hat sie vor zwei Stunden erst gebracht und absolut nicht mehr mit-

nehmen wollen. Er sagt, man kann sie auch verstellen, wenn man will. Dann steht sie fest . . .“

Der Peter lacht ein sonderbares Lächeln. „Wir woll'n sie nicht verstellen, Annemarie! Ich hab' es jetzt begriffen: Wer auf der Erde das Bürgerrecht erwerben will, muß sich wiegen lassen, früher oder später!“

Plinio Colombi.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und drei Reproduktionen im Text.

Plinio Colombi: Leuchtende Sonne, blaue, warme Schatten, anmutige, doch niemals süßliche Motive, und noch einmal zu allen Bildern starke, leuchtende Tessinersonne. Der Maler und Radierer*, der diesen Eindruck erweckt, malt und zeichnet um jener Schönheit willen, die er mit seinen eigenen, hellen Augen sieht, ohne Rücksicht auf Mode, Schule und Publikum. Er malt auch ohne Probleme und zuweilen vielleicht etwas zu sehr ohne Phantasie. Auch darum prägt er wohl keine so mächtigen Werke, wie ein Ferdinand Hodler, der nach seiner großen, von ihm geschaffenen Theorie unbeeinflussbar zum Ziele schreitet; aber Wahrhaftigkeit und Strenge, selbstkritische Arbeit spricht meist aus Colombis Bildern zu uns. Er will vor allem bis zur Gewissenhaftigkeit wahr zum Ausdruck bringen, wie sich die Welt in seinen Augen wieder spiegelt. Und wie etwa ein froher, unverdorbener Idealist die Musik zu seinen Versen hört und darin zum Ausdruck bringt, so findet Colombi das Licht und die Schönheit starker Farben zu seinen Bildwerken. „Ein froher, unverdorbener Idealist“ — in so manchem Bild Colombis grüßt keusche Bergluft, ist der Duft eines herben Wintertages, den man auf Schneeschuhen in weiter, unberührter Einsamkeit verbracht hat. So liebt es Colombi zu malen: wochenlang in einer Alfhütte weilend, den ganzen Tag in der frischen, schneeigen Bergwelt, ungestört vom Menschengewirr die reine, unbesleckte Natur auf die Leinwand bannend.

Plinio Colombi wurde im Jahre 1873 zu Bellinzona geboren. Seine Jugend verbrachte er im Tessin, in Lusanne und Zürich, wo er, von seinem Vater zum Ingenieur bestimmt, die Aufnahmeprüfung für das Polytechnikum bestand. Finanzielle Rücksichten zwangen ihn dann, ans Technikum in Winterthur überzusiedeln, um sich zum Baumeister ausbilden zu lassen; doch brachte ihm diese Arbeit so wenig Freude, daß er zur kunstgewerblichen Abteilung des Technikums überging. Später kam er in Zürich auf die Kunstgewerbeschule und machte bei verschiedenen Meistern seine Lehrzeit als Dekorationsmaler durch. Von dort führte ihn ein kleiner Absteher nach Paris, worauf er in Bern landete und bei einem Malermeister einige Jahre als „Mädchen für alles“, wie er sich ausdrückt, arbeitete. Wenn etwas Geld erspart

war, lebte und arbeitete er für sich, mußte zwischenhinein wieder zu einem Meister zurückkehren, bis seine Bilder bemerkt wurden und ihm die liebe Kunst das liebe Brot einbrachte.

Die dem Hefte beigegebenen Bilder zeigen einige seiner charakteristischen Landschaften. Da ist vorerst das farbige Blatt „Gegen Abend“ mit den warmen, satten Farben, den leuchtenden, doch wohlthuenden Kontrasten der mittlern Partien zum Vordergrund, dem eben heraufdämmernden Schatten auf den vordersten Schneefeldern. Den andern Reproduktionen fehlt natürlich ein Wesentliches, die Farbe. Aber man braucht sich diese blauen Schatten auf dem Bilde „Schneeschmelze“** nur deutlich vorzustellen und zu denken, daß man sich durch den frischen, klaren Wintertag das kleine Aiptal hinaufarbeite. Das Bild „Aarelandschaft“ (s. S. 35), das in der Kunsthalle zu Basel hängt, zeigt so recht, wie Colombi sich in das von ihm gewählte Motiv verliebt und darum nicht bloß die Aare bei Muri, sondern überhaupt den starken, rauschenden Fluß mit seinen lebenden Wellen und schönen stillen Ufern darstellt. „Der Berg“ (zweite Kunstbeilage) gibt einen großen Gegensatz zu den



Plinio Colombi.

weichen Linien der Flußlandschaft; wie kühn und mächtig steigt er empor aus den sich schneidenden, zahmen Linien der Vorberge! Und dazu der durchsichtige reine Hochgebirgsmittag. Dann wieder als Gegensatz „Der Herbst“ (s. S. 34). Die intime Wirkung eines Herbstvormittags. Die zarte, milde Luft, die herbstlichen Farben der Laubbäume, die Weide, durch Hecken freundlich geteilt, und das Glockenklängen der grasenden Herde. Und endlich „Der Winter“ (s. S. 33) über dem breiten Belpmoos bei Bern, mit den fegenden Nebeln vor Sonnenaufgang und den einzig herrlichen Umriffen der Berneralpen. Es muß sehr kalt gewesen sein, da dieses Bild gemalt wurde; aber es war ein starker Genuß und eine wahre Andacht, es dem Winter abzutrotzen. Diese Stimmung atmet das Bild . . .

Colombi lebt schon zwölf Jahre in Bern und steht mit seinem tessinischen Naturell recht eigentlich auf Bernerboden. Das gibt keine schwächliche Mischung. So betrachten ihn die Berner als den ihrigen, und es gibt deren viele, die seine Bilder lieb haben. Möge er auch weiterhin durch die Schweiz und das Ausland seine Sonne und Farbenfreude bringen!

Charlot Straßer, Bern.

*; Vgl. Colombis Radierung „Die Gastlosen“ im zwölften Jahrgang der „Schweiz“ (1908) S. 418.

**; Vgl. die Kunstbeilage in Heft I S. 4/5.